

DAS LEBEN IM BAUERNHAUS VON TÁPÉ. II.

von

ANTAL JUHÁSZ

(Szeged, Móra-Ferenc-Museum)

Der von der Arbeit ermüdete Mensch benötigt eine kleine Rast auch unter Tags. Im Tápéer Bauernhaus dient der Ofenwinkel zu einer gelegentlichen Ruhestätte. Besonders im Winter kam — und kommt es auch heute — vor, dass sich das Familienoberhaupt, nachdem er schon die Hausarbeiten im Hof und Stall gemacht und auch seiner Frau im Mattenflechten geholfen hat, den Kopf auf das Kleinbänkchen legend auf die Ofenbank von der Zimmertür her niederlegte. Als Kopfunterlage brauchte man einen abgetragenen Mantel oder eine Schafpelzjacke. Wir konnten ja persönlich erfahren, dass sich die Männer vollkommen angezogen, mit Mütze (*sipka*) und Schnürschuhen, den Rücken gegen den Bauernofen gewandt niederlegen, um sich zu wärmen. Die Frauen rasten unter Tags entweder auf dem anderen Teil des Ofenbänkchens, oder — am öftesten — auf dem gebettet gebliebenen Schlafbett, bzw. dem kleinen Kinderbett, (mit anderem Worte: auf der Pritsche). Wintersonntage, nach dem Mittagessen erweist sich diese Rastweise als ein allgemeiner Gebrauch. Es ging ja auch vor sich, dass „in der Mitte des Zimmers eine Binsenmatte, darauf ein Mantel niedergelegt wurde und sich die Ermüdeten dahin niederlegten. Sie wollten nicht betten. ... *a ház közepin szövöttgyékényt terítettek le, arra nagykabátot, úgy fekütek. Nem akarták megbontani az ágyat.*“

Das Ofenbänkchen bietet also eine recht gute, warme Raststätte den aus dem Freien heimgekehrten, von der Arbeit ermüdeten und durchfrorenen Menschen. „Mein Mann, als er im Winter aus dem Wald heimkehrte, wo er Bäume gefällt und Holz zerhacken hatte, legte er sich sofort auf die Ofenbank sozusagen um den Bauernofen herum, nieder. Dazwischen floch ich Rohrmatten.“ „*Férjem, miközön hazagyütt az erdővágásról, körülkandarította a kemencét. Én mög szüttem.*“ Einige begeben sich auch abends zur Ruhe zuerst auf dem Ofenbänkchen und gehen erst nach einem kleinen Schlummern ins Bett.

Ein ganzes Kapitel könnte sich in einem die bauerliche Lebensführung im Winter darstellenden Werk mit dem Leben um den Bauernofen beschäftigen. Hier, in den Rahmen dieses Aufsatzes sei noch soviel bemerkt, dass dem Bauernofen auch in den volkstümlichen Heilmethoden eine wichtige Rolle zukommt. Falls eines Schüttelfrostes muss der kranke Mensch (*hideglelés*) in den lauwarmen (*lajha*) Bauernofen hineinschlüpfen, um dort auszuschwitzen. Freilich legt er sich nachher zugleich ins Daunenbett hinein. Frau Gy. D. (89) erzählt: „Mein Mann, wenn er sich erkältete, schlüpfte in den Bauernofen hinein. Er kroch auf einem Brett hinein, legte sich eine Rohrmattenrolle unter seinen Kopf. Wir hatten einen so grossen Bauernofen, dass er sich drinnen hingestreckt legen konnte. Er hat sich gut ausgeschwitzt, dann wurde er ja schon geheilt.“ „*Az uram, ha mögfázott, bebútt a kemincébe. Deszkán mászott be, gyékényszéköt tött a feje alá. Akkor nagy kemincénk vót, hogy éppen kinyújtózott benne. Jó kiizzadt, avva mög is gyogyút.*“

Über die Krätzigkeit erzählt man: „Es war einmal ein so krätzekrankes Kind, dass sein ganzer Leib voll mit Stippen bedeckt war. Wir machten Feuer im Bauernofen, um Brot zu backen. Zwei Stunden später, nachdem wir das Brot herausgenommen hatten, liessen wir das kranke Kind in den Bauernofen hineinschlüpfen. Es hat sich da gut ausgeschwitzt und es wurde geheilt.“ *„Vót régön olyan rühes gyerök, az egész teste tele vót pattanással. Befütöttünk a kemencebe, kenyeret sütöttünk benne. Kivöttük a kenyeret, két óra múlva betegöt bebujtattuk. Jó kiizadta magát, möggyógyult.“*

BESUCH

Als charakteristische Erscheinungen des Bauernlebens erweisen sich die ungeschriebenen Umgangsformen, die das Verhalten des Gastes ebenso wie des Hauswirtes regeln. Indem die Familie im Winter im Zimmer arbeitet und lebt, tritt auch der Ankommende durch den Vorraum und die Küche gerade ins Zimmer hinein. Kommt ein Fremder oder nur flüchtig Bekannter der Familie an, so macht er nur einige Schritte von der Zimmertür her, und sagt neben dem Bauernofen stehend, weshalb er gekommen ist. Wenn die Sache durch eine kurze Besprechung zu erledigen ist, wird der Gast ja nicht aufgefordert um Platz zu nehmen. Kommt aber ein Nachbar, ein fernerer Patenonkel oder ein Schwieger zu Gast an, lässt er sich gleich nach dem Hineintreten auf das Ofenbänkchen nieder. Dies weist auf eine nähere Verbindung, bzw. öftere Begegnung hin. Der Wirt sitzt auf der Eckbank und plaudert mit dem Gast ohne seine Flechtarbeit unterzubrechen. Einen Bruder, Paten oder der Familie nahestehenden, guten Nachbar ruft man aber näher vom Bauernofen her: „Komm schon näher, hörst du, setz dich nicht da, so hinten!“ *„Gyere mán erre előbb-é, ne arra hátul üljé!“* — und wird ihm ein Platz auf irgendwelchem Stuhl vor dem (den) Festbett(en) angeboten. Dies bedeutet die Ehre und zeigt zugleich ein freundliches ja sogar ein verwandtschaftliches Verhältnis der Hausleute zum Gast. Eine noch grössere Ehre wird dadurch erwiesen, wenn der Ankommende an dem Tisch Platz nehmen darf. Der Nachbar, der oft ins Haus mit einem Binsenbündel hineintritt um da mit seinen Freunden zusammen zu arbeiten, setzt sich regelmässig auf das Ende der Seitenbank. Diese freundliche und auch ehrenvolle Platzanbietung gebührt dem Arzt und dem Lehrer unter den amtlichen Gästen. Einst war es gebräuchlich den verabschiedeten Gast nur bis an die Tür der Küche, bzw. des Vorraumes zu begleiten. Auch heute wird der Gast nicht weiter begleitet, wenn die Hausleute — besonders im Winter — eine anstrengende Arbeit leisten müssen. Hält sich nur die Hausfrau allein zuhause auf und ist „ins Mattenflechten hineingesessen“, wird die Begleitung so völlig weggelassen. Das kann auch der Gast für kein Verletzen halten, weil er ja selbst richtig weiss: die Arbeit vor allem. Nur neulich, seit den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts verbreitete sich der Gebrauch den Gast bis zum Einlass hinauszubegleiten.

In gutem Wetter wird der Gast im Vorraum empfangen. Hier spricht man auch mit den vorübergehenden Besuchern: mit dem Postmann, Gemeindediener, Ankündiger, Bettler. Ein Bettler ging nie ins Haus hinein: im Sommer blieb er im Hof stehen um Almosen zu betteln, im Winter aber — als die Hausleute sich alle im Zimmer aufhielten, grüsste der Bettler vom Vorraum laut hinein, um drinnen erhört zu haben. Den Bettler liessen auch arme Familien mit leeren Händen niemals weggehen.

Der Tápéer Mann nimmt seine Kopfdeckung auch im Hause nur beim Essen ab, wie der Bauer der Ungarischen Tiefebene im allgemeinen. Die Männer tragen

Mütze auch im geheizten Zimmer, die Alten legen sich zwar auf das Ofenbänkchen altherkömmlicher Weise mit Mütze auf dem Kopf nieder. Diesen Gebrauch beginnt erst die während der letzten 20 Jahre aufwachsende Generation wegzulassen.

DIE UMGESTALTUNG DER HAUSEINRICHTUNG FÜR BESONDERE GELEGENHEITEN

Es gibt solche Gelegenheiten im Familienleben, die die schon charakterisierte, ständige Einrichtung des Zimmers verändern lassen. Eine Hochzeit beansprucht die meisten Veränderungen. Eine Hochzeit in der Faschingszeit vorbereitend trug man die Möbel des Zimmers in den Dachraum hinauf, anstatt deren aus der Gaststätte Tische und Bänke verliehen wurden, um für je mehr Gäste Platz zu machen. Die Musikanten liessen sich um den Bauernofen nieder, der Bassgeiger hatte seinen gewöhnlichen Platz in der Mündung des Ofenwinkels.

Eine kleinere Umgestaltung des Wohnzimmers forderte die Aufbahrung eines verstorbenen Familienmitgliedes. Den Tisch nahm man von der Eckbank weg und stellte einen Lehnstuhl der Endbank gegenüber. Die Endbank und der Lehnstuhl hielten dann die Bretter, auf die die Leiche, bzw. der Totenschrein gelegt wurde. Es kam auch vor, dass der Verstorbene in der Mitte des Zimmers unter dem Hauptbalken aufgebahrt wurde. Man bedeckte den Spiegel da mit einem dunklen Tuch. Die Wachfrauen (*virrasztóasszonyok*) und die Familienmitglieder sassen auf der Seitenbank.

Zu einer Taufmahlzeit (*csök*) musste man wegen der geringen Anzahl der eingeladenen, bzw. teilnehmenden Gäste keine wesentliche Umräumung machen. Es ist aber charakteristisch, dass hiermit der Pate und die Patin die Endbank als den Hauptsitz einnehmen, während die Grosseltern auf der Seitenbank, diesen gegenüber die Eltern und die Wehfrau auf Stühlen sitzen.

Wo der Boden des Zimmers von Gruben sehr uneben wurde, hat man das Zimmer für einen Hausball in der Faschingszeit vermietet. Die Möbel wurden in die Speisekammer, in die Küche und den Vorraum hinausgebracht und man grub die Erde des Zimmerbodens mit Spaten um. Wenn es in der Familie Arbeiterhand nicht genug gab, rief man zu Hilfe die Burschen, die den Ball vorbereitet hatten. Der umgegrabene Boden wurde mit Harke verebnet, mit Wasser bespritzt und endlich mit Spreu überführt. Dann liess man den Boden einige Tage trocknen und verhärten (*ülepödött*), und die letzten drei Tage der Faschingszeit während der Festnacht durften die jungen Mädchen und Burschen schon tanzen. Meistens liessen Kleinbauernfamilien für geringen Zins ihr Zimmer zu einem Hausball über.

BEREINIGUNG UND PFLEGE DES HAUSES

In Tápé wird das Haus — nach allgemein verbreitetem Gebrauch — jährlich zweimal, im Frühling und im Herbst getüncht. Das Tünchen von Frühling passiert regelmässig vor Ostern, das herbstliche aber vor dem 29. September, der St.-Michael-Kirmes. Bei gutem Wetter werden die Möbel in den Hof hinausgetragen und die Leute schlafen herkömmlicher Weise auf dem Boden auf einer Rohrmatte. Vor dem Tünchen repariert man die geschädigten Wändecken und anderen Wandteile, sogar die hintere Seite des Hauses und des Zaunes von dem Nachbar her mit neuen Bewürfen. Besonders wird das schräge Gesims des Sockels sorgfältig geglättet, das zur Ableitung des vom Dach herabfliessenden Regens und Schneewassers dient. Auch die Fensterrahmen werden neu gemalt und man schmiert schliesslich den Un-

terteil des Hauses (*elhúzzák a ház alját*). Viele brauchen dafür am liebsten das sog. „Tápéer Blau“ (*tápaikék*), aber hie und da sind auch mit grüner Farbe gestrichene Sockel zu sehen. Oftmals hat man zwar die Spuren eines starken Sturmes durch eine Tünche gleich nach dem Gewitter wegbekommen. Das jährlich zweimalige Tünchen hat das Haus entkeimt und verlängerte zugleich seine Lebensdauer besonders, wenn auch das Rohrdach in jedem vierten bis fünften Jahre verbessert wurde. Ein abgenutztes, verwahrlostes Hausaussehen verrät, entweder kranke, hilflose Alten wohnen da, oder das Haus werde in kurzem niedergerissen sein.

Das Zimmer und die Küche macht man regelmässig jeden Samstag rein. Da wird die rauchige, verschmutzte Feuerstätte (oder das Kochbänkchen) samt mit den Küchenwänden getüncht und die an die Wand gehängten Teller stäubt man einzeln ab. Den Bauernofen pflegte man nur im Winter, als das Ofenbänkchen und die Wand des Bauernofens von der ständigen Benutzung verschmutzt werden, wöchentlich zu tünchen. Im Winter ist der Zimmerboden bald uneben, voll kleiner Gruben, deshalb streicht man ihn (*fölmázolják*) jeden Samstag über. Dazu brauchen die Tápéer Gelberde, worin im allgemeinen noch Viehmist hineingemischt wurde. Nach der Überlieferung wurde der Boden nämlich dadurch viel härter und blieb lange glatt und eben. Das herangewachsene Mädchen oder die junge Frau machte gewöhnlich den Überstrich (*mázolás*) mit einem alten Kalkpinsel oder schlechten Besen. Dann wurde der Unterteil der Wände auch im Zimmer und in der Küche in einem 10 bis 15 cm breiten Streif mit der geliebten „Tápéer blauen“ Farbe angestrichen.

Im Sommer kommt es der wochentlichen Zusammenräumung noch gewöhnlich zu, den Zimmerboden abzuspitzen. Geschickte Frauen pflegten den Boden aus einem Blaumentopf oder einem lecken Kassrol mit Wasser verschiedene Figuren: Kreise, Achten u. a. schreibend zu begiessen.

GLAUBE UND ABERGLAUBE IN ZUSAMMENHANG MIT DEM HAUSE

In Tápé verknüpfen sich mehrere magisch-rituale Handlungen mit dem Hause, die nach uralten Vorstellungen zur Entfernung der bösen, schädlichen Geister (z. B. Hexen) und zum Schutz und Wohl der drinnen wohnenden dienten¹. In den Grund des neuen Hauses war es gewöhnlich verschiedene Dinge niederzulegen, wie zu Himmelfahrtstag geweihtes Gras, geweihte Kerze, eine Flasche Weihwasser, Knoblauch, Rosenkranzperle, — aber in den letzten Zeiten überhaupt nur Geld. Unter die Schwelle des Zimmers hat man ein Stück aus dem Seil eines gehenkten Menschen gesteckt, dass jedermann so zugrunde gehe, wer in böser Absicht zu dem Hause kommen würde. Im neuen Hause liess man zum erstenmal nur eine Huhn, oder Katze, bzw. einen Hund allein die Nacht verbringen. Man war nämlich der Meinung: wer im neuen Hause zum erstenmal schläft, der müsse früh sterben.

Über die Küchentür wurde ehemals gegen die Gespenster ein Knoblauchkranz gehängt. Indem der einzige offene Raum des Hauses die Küche mit freiem Rauchfang war, könnte eine Hexe oder ein Donner — nach der naiven Vorstellung — die Hausleute nur durch den Rauchfang besuchen. Deshalb brannte man zwecks der Fernhaltung des Donnerschlages Palmkätzchen unter dem Rauchfang. Zu Beginn des Bauens eines Feuerherdes oder Bauernofens wurde in dessen Grund ein

¹ Die Mehrheit der Angaben in Bezug auf die Glaubenswelt wurde mit der freundlichen Zustimmung des Verfassers aus der Abhandlung „Tápé hitvilága“ von *Sándor Bálint* entnommen, die in der Monographie „Tápé története és néprajza“ (Tápé, 1971. 629 pp.) erschienen ist.

Pferdkopf, manchmal sogar ein lebendiges Hühnchen als Nachlass eines uralten kultischen Tieropfers hineingesetzt und hineingebaut.

Über die Einrichtungsgeräte von sakralem Charakter im Zimmer — bzw. im „reinen Zimmer“ — wie geweihte Kerze, Heiligenbilder, in Kirmessen gekaufte Gnadenbilderabdrücke, auf Nagel gehängter Weihwasserbehälter und Rosenkranz — haben wir schon im ersten Teil unseres Aufsatzes berichtet. An der Wand war auch der Hausseggen gehangen. Die Zimmerecke dem Bauernofen gegenüber hiess „heilige Ecke“ (*szentsarok*), der hier stehende Tisch und die Eckbank erweisen sich als die Kultzentrale des Tápéer Bauernhauses. Hierher unter den Tisch legt man am Fastentag vor Weihnachten (den 24. Dezember) in einen Korb, meistens Backkorb Stroh, Heu, Kukuruz, darauf das Brauttuch, den Hut des Familienoberhauptes, die Mangel (*sulyok*), das Pferdegeschirr, das Abwaschtuch. Diese Hausgeräte wirkten nachher mit Heilkraft. Die Hausfrau sammelt auch das Brösel des Weihnachtsmilchbrots (*karácsonyi morzsa*) ins Weihnachtstischtuch (*karácsonyi abrosz*) zusammen, so wird es aufbewahrt und als Arzneimittel gebraucht. Die Alten haben das Getreide aus demselben Tischtuch gesät. — Das unter den Tisch gelegte Futter brachte man erst am Epiphaniastag (den 6. Januar) aus dem Zimmer hinaus und liess je ein Pferd, Rind, eine Kuh daraus fressen, dass sie im neuen Jahr gesund seien.

Es gebührt in Tápé dem Paten, einen Tisch dem Bräutigam zu kaufen. Bei einem Tisch, auf dem schon das Sakrament gestanden war, um einen Sterbenden mit der Wegzehrung zu versehen, durften weder Kinder spielen, noch Erwachsene betrunken lumben.

In eine Ecke des Rahmens des Spiegels, der unter dem Tragbalken hängt, pflegte man eine Pfaufeder zu stecken. Die Pfau stellt die Unsterblichkeit der Seele in dem mittelalterlichen Symbolsystem dar. Nach Sándor Bálint wollte man sich durch diese volkstümliche Anwendung des christlichen Symbols vor den Schäden behüten, die den in den Spiegel schauenden Menschen bedrohen. Wenn jemand im Hause gestorben ist, wird der Spiegel mit einem schwarzen Tuch bedeckt.

Als die Braut zu dem Hochzeitshaus (zum Hause der Eltern ihres Mannes) angekommen war, liess man sie zuerst auf das Ofenbänkchen sitzen, um sich in die neue Familie gut anpassen zu können.

Alte Tápéer warfen die Backschaufel und das Beil im Gewitter unter das Traufdach (*színcsorgás*) hinaus. Ähnlicherweise zur Abtreibung des Bösen steckt man auch heute ein Palmkätzchen, einen Schinkenknochen von Ostern oder einen grünen Ast von Pfingsten in die Spalten der Dachtraufe.

Wenn die Schwalben in die Ecken der Stalldecke nisten, darf man die Schwalbennesten nicht zerschlagen, dass das Haus von keinem Unglück betroffen werde. Im Gegenfall mag im Hause ein Feuer ausbrechen, jemand ums Leben kommen, oder man melkt blutige Milch der Kuh.

Zum Zweck der Viehbeschützung hängt man Blumen von den Fronleichnamstagen an die Knagge des Stalls. An den Stalltürsturz ist es gewöhnlich ein Hufeisen aufzuschlagen, dass die Hexen nicht hineingehen können. Bei mehreren Ackerwirten hängt das abgezogene Leder eines Wiesels (*mönyétbúr*) im Stall an einem Nagel, womit man das schwülstige Euter der Kuh zu heilen pflegte. Wenn es nötig ist, leiht man das Wieselleder (*mönyétbúr*) auch den Nachbarn aus. Diese volkstümliche Tiermedizin ist in der europäischen Tradition allgemein bekannt, bei uns aber lebt dieser Gebrauch nach Sándor Bálints Erforschungen nur in Tápé fort.

Zum Obhut des Schweinestalls hat man einst den Knochen des zu Ostern geweihten Schinkens da aufgehängt, wobei noch ein Ast vom Weihnachtsbaum, Palmkätzchen und zu Marienfesten geweihtes Gras dazugesteckt wurden. Im allgemeinen

pflanzt das Dachlauch (*fülbe-eresztő, fülfü*) ‚Sempervivum tectorum‘ auf dem Dach des Schweinestalls, das nach Tápéer Meinung ursprünglich zur Fernhaltung des Donnerschlages diente. Eine deutsche Benennung dieser Pflanze: ‚Donnerkraut‘ lässt vielleicht auf eine gemeine europäische volkstümliche Tradition folgern.

Der Tápéer Mensch pflegt im Einlass ein Kreuz zu schlagen, wenn er einrückt, oder aus einer amtlichen Gelegenheit in die Stadt geht. Als man ein Pferd oder eine Kuh zum Markt trieb, liess er das Vieh vorher über die Kohlenzange (*szénvonyó*) und das Schüreiesen (*piszkafa*) durchschreiten. Man war nämlich der Meinung, so werde ein gutes Geschäft gemacht, also das Vieh könne für guten Preis verkauft werden.

Die irgenwie zu dem Wohnhaus anknüpfenden Glauben und Aberglauben könnte man noch weiter reihen, wir führten aber diesmal nur die am engsten hieher angehörenden auf. Diese waren am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts noch von allgemeiner Geltung, ihre Bedeutung wird aber immer geringer sein. Die Mehrheit dieser Aberglauben wird ja schon von den Mittelaltrigen belächelt, obwohl dieselben teils aus der Ehre der Alten, teils aus Gebrauch der Tradition doch nachgeben. Der kultische Grund ist aber schon völlig verschwunden.

*

Gab es im Hause eines Ackerwirtes zwei Zimmer, von denen die Familie nur eines, das Grössere (*nagyház*) bewohnte, wurde das kleinere Zimmer (*kisház*) für Zins vermietet. Ein vermögender Bauer, der mehrere Häuser in Besitz hatte, vermietete oft ja ein ganzes Haus für Armbauernfamilien. Wer nicht in seinem eigenen Hause wohnte, der wurde ja in unserem Jahrhundert ‚Instmann‘ (*zsellér*) genannt. Der Instmann musste nicht nur den Mietzins (*árenda*) zahlen, sondern noch das Haus pflegen: von ihm sollte das Haus jährlich zweimal verlehmt und getüncht worden sein. Die Miete galt regelmässig für ein Jahr. Ein jeder Instmann strebte je eher ein eigenes Haus zu besitzen.

Wollte man sein Haus verkaufen, so liess es austrommeln. Der Wert eines dreiräumigen Bauernhauses in gutem Zustand konnte sich samt mit dem Grundstück und den Nebengebäuden ungefähr auf den Preis von 2 bis 3 Katastraljoch Ackerfeldern belaufen.

Im Familienhaus blieb im allgemeinen der jüngste Sohn um mit seiner engeren Familie und seinen Eltern zusammen zu wohnen, bzw. seine alten Eltern zu besorgen. Es kam auch vor, dass er für die Pflege und Bestattung der Eltern das Haus ererbt hat. Er war zugleich verpflichtet zu Allerheiligen auf den Grabhügel der Eltern einen Kranz zu bringen. Am öftesten wurde aber das Haus unter den Erben so verteilt, wie der Grundbesitz. Der Sohn, der im Haus zu wohnen blieb, hat den Hausteil seiner Brüder gegen Entgeld abgelöst.

LITERATUR

- Barabás J.*, Tanyai település és építkezés. Orosháza néprajza. Orosháza 1965. 80—108.
- Bálint S.*, Népi hitvilág. Tápe története és néprajza. Tápe 1971. 629—642.
- Bátky Zs.*, Építkezés. A magyarság néprajza. I. Bp. (1941) 108—216.
- Bátky Zs.*, Magyar tűzhelyek és háztípusok. Néprajzi Értesítő (továbbiakban: NÉ) XXII. 1930. 113—137.
- Bátky, S.*, Das ungarische Bauernhaus. Ungarische Jahrbücher 1938. 247—262.
- K. Csilléry K.*, Vázlatok a tiszai népi lakáskultúrából. Ethnographia 63. 1952. 83—111.
- Fél E.—Hofer T.*, Arányok és mértékek az átányi gazdálkodásban és háztartásban. Néprajzi Közlemények XII. 3—4. Bp. 1967.
- Gunda B.*, A magyar népi építkezés kutatása a két világháború között és annak kritikája. MTA Társadalom-Történeti Tudományok Osztályának Közleményei V. Bp. 1954. 373—408.
- Gunda B.*, A társadalmi szervezet, a kultusz és a magyar parasztszoba térbeosztása. MTA Nyelv- és Irodalomtudományi Osztályának Közleményei XVII. 1—4. Bp. 1961. 247—268.
- Gyórfly I.*, A Nagykunság és környékének népies építkezése. NÉ IX. 1—8. X. 30—40, 65—78.
- Kiss L.*, A boglyakemence és élete Hódmezővásárhelyen. Ethnographia 64. 1953. 197—218.
- Cs. Sebestyén K.*, A magyar parasztbútor. Népünk és Nyelvünk 1929. 274—281.
- Cs. Sebestyén, K.*, Ungarische Bauermöbel. Ungarische Jahrbücher 1938. 235—246.
- Cs. Sebestyén K.*, Új háztípus a magyar Alföldön. Népünk és Nyelvünk 1939. 7—12, 121—126.
- Szűts S.*, A sárréti nádház és élete. NÉ XXXV. 1943. 134—149.
- Tóth J.*, Néhány adat a Szeged környéki magyar házról. Az Alföldi Tudományos Intézet Évkönyve I. 1944—45. Szeged, 1946. 47—52.
- Vajkay A.*, A magyar népi építkezés és lakás kutatása. Klny. A Magyar Népkutatás Kézikönyve. Bp. 1948.
- Vajkay A.*, Élet a cserszegtomaji házban. Ethnographia 59. 1948. 54—72.
- Vargha L.*, A magyar népi építészeti vizsgálatok napjainkban. Ethnographia 73. 1962. 177—205.